



WENN NICHT JETZT, WANN DANN?!

Best of
CARE-Schreibwettbewerb 2022



Zu spät? Zu aufwändig? Zu teuer? In einer Welt, in der Wälder brennen, Stürme wüten, Menschen auf der Flucht sind und sich politische und soziale Konflikte immer weiter zuspitzen, ist keine Zeit für faule Ausreden! Wir können vielleicht nicht kurz die ganze Welt retten – aber wir können damit anfangen und unseren Teil dazu beitragen.

Mit diesen Worten und unter dem Titel „Wenn nicht jetzt, wann dann?!“ startete der CARE-Schreibwettbewerb im Oktober 2021 in eine neue Runde. Zum bereits neunten Mal hat CARE junge Schreibtalente zwischen 14 und 25 Jahren dazu eingeladen, sich mit globalen Fragestellungen auseinanderzusetzen und ihre Gedanken zu Papier zu bringen. Dabei stand die Frage, was sich eigentlich ändern muss und was wir dafür tun können, im Vordergrund. Egal ob Songtext, Gedicht, Kurzgeschichte, Essay oder Drama – alle Textformen rund um das Thema waren willkommen. Insgesamt 687 Einsendungen aus Deutschland, Italien, Kamerun, Kenia, Österreich, Spanien und der Schweiz haben uns erreicht – wieder ein neuer Einsenderekord! Wahnsinn! Die angesprochenen Themen waren vielfältig: In einigen Texten wurde die Klimakrise meist dystopisch behandelt, wenige blickten jedoch auch hoffnungsvoll auf die Welt und ihre Zukunft. Auch sehr traurige und düstere Texte erreichten uns, die von Tod, Flucht, Sexismus oder Rassismus handelten. Der Ton war dabei oft melancholisch und nachdenklich bei der häufig sehr persönlichen Bearbeitung der Themen. Wir bedanken uns ganz herzlich bei allen 687 Teilnehmenden für die feinfühligsten, konsequenten, kraftvollen, fantasievollen und auch zweifelnden Texte, die den CARE-Schreibwettbewerb in seiner Einzigartigkeit so überhaupt erst möglich machen!

Ein ganz großer Dank geht außerdem an die Jury der diesjährigen Wettbewerbsrunde – an den großartigen Ralph Caspers, der dieses Jahr mit einer Doppelrolle den Wettbewerb unterstützt, die Autorin Sophia Fritz, die ehemalige Teilnehmerin und Preisträgerin Kathi Rettich und an unsere Kollegin Sabine Wilke – für die gewissenhafte Ausübung ihres Amtes und die Unterstützung des Wettbewerbs. Außerdem danken wir allen Gästen und Mitwirkenden der diesjährigen Preisverleihung sowie Mira Rzany und Rani Dhupia für die liebevolle Gestaltung dieses Sammelbands. Insbesondere möchten wir uns auch bei der lit.COLOGNE für die anhaltende Unterstützung und die Möglichkeit bedanken, die Preisverleihung und Lesung auch in diesem Jahr wieder im Rahmen des Literaturfestivals stattfinden zu lassen.

Leider kann nur ein kleiner Teil aller Einsendungen einen Platz in diesem Sammelband finden. Umso mehr freuen wir uns auf die Beiträge zur nächsten Runde des Schreibwettbewerbs.

Viel Spaß beim Lesen wünscht
das Team vom CARE-Schreibwettbewerb

! Bevor du anfängst zu lesen, möchten wir noch eine Triggerwarnung aussprechen, da einzelne Texte sehr persönlich geschrieben sind und Themen behandeln, die beunruhigend wirken oder gar traumatische Erinnerungen hervorrufen können. Angesprochene Themen sind beispielsweise Flucht, Tod, sexualisierte Gewalt, rassistische Erfahrungen, psychische Krankheitsbilder, Suizid.

CARE- SCHREIB WETT BEWERB 2022



WENN NICHT JETZT, WANN DANN?!



PREISTRÄGER:INNEN

14 - 18 Jahre	1	Zoe Tholen Mein Schönes, Grünes Pflaster	S. 6
	2	Paul Gerkens Regen für die Asche	S. 12
	3	Erik Baum Hila	S. 16
		Frida Pankiewitz Zitate des 21. Jahrhunderts	S. 20
19 - 25 Jahre	1	Hannah Kohnen Kommst du?	S. 24
	2	Askin Agan Amateure	S. 30
	3	Marcel J. Paul Titanic vor dem Eisberg	S. 34
		Clara Lösel Von Ferngläsern, Manuel Neuer und der Rettung der Welt	S. 38
Klassen preis	K	Amelie Vogt Morgen	S. 42

NOMINIERTE

14 - 18 Jahre		Esther Nathan An den Schienen	S. 46
		Maren Zschernig Nachhauseweg	S. 50
		Marta Sproll Gleich kariert	S. 54
19 - 25 Jahre		Lukas Stegmann Eine Geschichte über die Bedeutung von Sitzgelegenheiten, Bequemlichkeit und die Einfachheit des Nichtstuns	S. 58
		Laura Issing Traum(a)	S. 62



PREIS TRÄGER :INNEN

**14 - 18
JAHRE**

- 1** **Zoe Tholen**
Mein Schönes, Grünes Pflaster
 - 2** **Paul Gerkens**
Regen für die Asche
 - 3** **Erik Baum**
Hila
- Frida Pankiewitz**
Zitate des 21. Jahrhunderts

**19 - 25
JAHRE**

- 1** **Hannah Kohnen**
Kommst du?
 - 2** **Askin Agan**
Amateure
 - 3** **Marcel J. Paul**
Titanic vor dem Eisberg
- Clara Lösel**
Von Ferngläsern, Manuel Neuer und der Rettung der Welt

KLASSENPREIS

- K** **Amelie Vogt**
Morgen

1. PLATZ: ZOE THOLEN | 18 JAHRE

MEIN SCHÖNES, GRÜNES PFLASTER

I

Ich klebe ein Pflaster über die Wunde
Sanft, wie ein Schmetterlingsflügelschlag
Und dann bin ich geheilt.
Es ist ein schöner, grüner Tag
So ein Pflaster bekämpft ja bekanntlich alles.
Solange es grün ist.

Und wenn mein Körper mir sagt
ICH HABE ABER KREBS
Dann sag ich zurück:
Ja und ich habe ein Pflaster für dich
Schön grün,
Nicht?

Ja, sagt mein Körper, verwirrt,
Ja danke, einen Kratzer hab ich tatsächlich
Aber krieg ich nicht eine Chemo?
Oder so?
Ich weiß doch nicht mal was Krebs ist!
Warum machst du denn nichts!

II

Das ist kein Problem! sag ich dann.
Aber schau mal, das Pflaster Glitzert!
Es ist ein sehr gutes Pflaster. Ich werde es allen meinen Freunden zeigen,
Wenn ich nach Hause komme
Die Wunde tut weh
Meine Nerven schreien.



Ich verdrehe die Augen
Ich schreie mein Bein an, das mit der Wunde
DU HAST DOCH SO EIN SCHÖNES PFLASTER
ICH HABE KREBS
DU WEIßT DOCH GAR NICHT WAS DAS IST
DU BIST DOCH KEIN ARZT!

Ein Arzt kommt rein
Sie haben Krebs sagt der Arzt
Ich trete die Tür zu
Jetzt tut mein Bein noch mehr weh
Doofes Bein
Ich google nach „Ersatz Bein“.

Mein Körper kaut auf seiner Lippe, ganz nervös
Bitte, bittet er,
Bitte mach doch eine Chemo
Überlass das den Experten sage ich und lächele.
Ich hoffe damit gibt er sich zufrieden
Ich muss ja schließlich googlen.

Bitte, bittet er
Bitte geh doch dann den Expertenarzt fragen
Ich rolle die Augen
Ich humpele raus auf den Flur
Der Arzt steht immer noch da
Sie werden sterben.

Ja ja ja, was soll ich denn da machen
Eine Chemo könnten Sie machen
Aber sehen Sie nicht das Pflaster?
Da ist doch ganz viel HarzIV-ichmeinePapierstrohälme-ichmeineGendergerechte-
Sprache-ichmeineFilmemitganzvielDiversität-
Ich meine ein tolles, grünes Pflaster drauf
Es glitzert doch!

Ja, das ist ein schönes Pflaster, sagt der Arzt
Sie brauchen trotzdem eine Chemo. Und danach noch mehr.
Ich habe mit allen Ärzten gesprochen
Sie. Sterben. Sonst.
Oh, das ist ja eine Alliteration
Sage ich lächelnd und gehe zurück ins Zimmer.

Wir brauchen eine Chemo, oder?
Fragt mein Körper verängstigt
Der Arzt hat auch gesagt, dass das Pflaster sehr schön ist
Sage ich zufrieden, damit wäre das ja wohl geklärt
So und jetzt lass mich weiter
inAmazonAktieninvestieren-
ichmeinedieLänderdieichselbstalsEntwicklungsländer
bezeichneausbeuten- ichmeinmehrÖLPipelinesbauen-
ichmeinefremdsprachigenNamenWohnungenverweigern-
ichmeinenachLebensmöglichkeitenaufdemMarssuchen-
Ich meine googlen. Lass mich weiter googlen.

Ich setze mich mit meinen Freunden zusammen
Ich zeige Ihnen mein schönes, grünes Pflaster
Sie klatschen ganz laut, sie jubeln
Ich verteile Pflaster an alle meine Freunde
Mit Aids, mit Corona, mit Ebola, mit Lepra
Du kriegst ein Pflaster, du kriegst ein Pflaster, du kriegst
ein Pflaster!

Und mein doofes Bein?
Hört nicht auf weh zu tun
Meine doofen Nerven?
Schreien mich förmlich an
Das Telefon klingelt, ein Mann sagt mir
Ihr Freund mit Ebola liegt im sterben.

Das ist ja doof
Sage ich, verärgert
Wollen Sie noch ein Pflaster?
Mein Körper weint
Aus meinen Augen strömt Wut und Angst
Aber ich habe ein schönes, grünes Taschentuch und
wische alles weg.

Ja dann sei doch nicht so faul, sage ich
Ja dann arbeite doch dafür, dass der Krebs weggeht
Ich hab dir ein Pflaster gegeben
Jetzt tu mal nicht so, als hätte ich nicht schon geholfen
Jeder ist seiner Gesundheit Schmied
Ich hab außerdem total viel zu tun.

Ich bin erschöpft. Ich gehe 'was essen.
Ich gehe in die Küche und mein Bein tut echt weh
Ich nehme eine Ibu und ein weiteres Pflaster aus dem Regal
So, das wäre geregelt

ICH WILL EINE CHEMO

Lächerlich. Eine Chemo ist voll teuer. Stell dir mal vor, ich kann gar keinen Kaviar mehr essen, wenn ich 'ne Chemo mache. Lächerlich.

Ich google
„Braucht man auf dem Mars Beine“
Braucht man nicht. Hab' ich ja nochmal Glück gehabt.
Ich klebe noch ein Pflaster auf
Wie gut, dass ich entscheiden kann was hier gemacht wird
Mein Bein weiß ja gar nichts. Wissen tut ja nur das Gehirn, also ich. Ganz schön schlau
finde ich diese Erkenntnis und mache einen Film über zwei Schwule, obwohl ich hetero bin. Und dann mach ich Zacken auf die Bänke, damit die armen Obdachlosen nicht mehr auf den Bänken schlafen müssen.

Ich lege mich hin und schlafe
Damit ich mein schmerzendes Bein vergessen kann
Ich träume
Der Arzt kommt
Er redet irgendetwas
Das ich nicht verstehe.

Minderheiten zuhören, bedingungsloses Grundeinkommen, CO2 Steuer

Sagt der Arzt
Das ist doch gar kein Satz, sage ich
Da fehlt doch ein Verb
Es ist nicht zu spät. Wir können noch 'was machen.
Aber wenn nicht jetzt, wann dann?

Wenn nicht hier, sag mir wo und wann!
Summe ich. Ich kenne das Lied!
Ich liebe dieses Lied!
Endlich sind wir auf einer Wellenlänge, ich und der Arzt
Ich wache auf. Das Lied geht weiter, aber mein Leben nicht.
[Ich bin tot.]
Mist. Hätte ich mich doch früher um mein Space Shuttle zum Mars bemüht...

III
Und wenn ich in den Himmel komme
Stehe ich vorm Herrn
Und wenn er mich so kritisch ansieht
Will ich mich erklär'n

Den Krebs den hab' ich ja bekämpft
Das Pflaster war schön grün
Mehr wurde ja wohl nicht verlangt,
Das müsste doch genügen

Den Hunger hab' ich ja bekämpft
Denn die 1000 Tafeln in Deutschland besiegen
Ganz allein die Armutquote,
Das müsste doch genügen

Die Rüstungsindustrie boomt
Und mit dem Geld kaufen wir uns Frieden
Warum gibt es denn noch Krieg?
Das müsste doch genügen

Greenwashing sagst du ist das?
Aber mein Pflaster ist wirklich grün!
Wenn ich einmal im Jahr H&M kontrollier',
Dann müsste das doch genügen

Und wenn die Polizei dich schlägt
Dann musst du dich ihr halt fügen
Wenigstens sind wir nicht die Amis,
Das müsste doch genügen

Gott stutzt. Gott sagt

Du willst in den Himmel?

**So viel Geld hast du verdient
alles für ein paar Lügen
Kauf dir in der Hölle einen Porsche,
Das müsste doch genügen.**

2. PLATZ: PAUL GERKENS | 17 JAHRE

REGEN FÜR DIE ASCHE

Ich fühle nichts, als das Letzte, was von meiner Familie übrig ist, im Feuer verbrennt. Ich sehne mich nach Tränen, doch die Tropfen auf meinen Wangen sind bloß der bitterkalte Regen. Alles um mich herum schwimmt, nur die züngelnden Flammen, die wie ein Unkraut an den Zeltwänden emporklettern, ergeben ein scharfes Bild.

Ich sehe, wie sich im Zelt's Inneren meine Pässe zusammenkräuseln und sich zu schwarzer Asche auflösen. Wie der Hidschab meiner Mutter sich in der Hitze zersetzt, genau der, den sie mir geschenkt hat, als wir uns das letzte Mal sahen.

Vor den Anschlägen.

Ich habe ihn nie getragen, kein einziges Mal. Ich wollte ihn ihr zu Ehren umbinden, wenn ich endlich Rettung in einem anderen Land fände, doch die Ankunft in diesem Lager war nie Rettung gewesen. *Eines Tages*, hatte ich mir geschworen, *wenn ich dort bin, wo Frieden herrscht, dann werde ich dein Kopftuch tragen und deinem Opfer gedenken.*

Mir ist nicht aufgefallen, dass ich auf die Knie gefallen bin, bis ich die Nässe des Schlammes durch die dünne Kleidung an meinen Beinen spüre. Mein Blick fällt nach unten auf meine zitternden Hände. Die Hände, an denen ihr Blut geklebt hat, als ich ihr mein letztes Versprechen gab. Die Hände, die sie so fest gedrückt hat, als ich das letzte Mal so zitterte wie nun wieder. Ich stelle mir vor, wie sie meine Hand auch jetzt ergreift. Wie sie mir Mut zureden und mich trösten würde. Mich beschützen würde. Wieso verdammt fühle ich noch immer nichts?

Langsam richten sich meine Augen wieder auf das brennende Zelt vor mir, ignorierend, dass ich mich in einem Zirkel aus lichterloh flammenden Mauern aus Feuer befinde. Trotz des kalten Regens brennt es immer höher, als ergieße sich nicht Wasser, sondern Öl auf diesen von Gott verlassenen Ort. Und trotz des kalten Regens, spüre ich die sengende Hitze meine geblendeten Augen austrocknen. Das Feuer verwandelt mein Leben zu Asche, der Regen spült die Reste fort.



Das Prasseln erinnert mich unweigerlich an die Überfahrt auf diese Insel. Es waren zwei Boote ins Mittelmeer zur See gestochen. Nur eines war angekommen. Am ersten Tag hatte es geheißen, das andere käme bald nach. Eine Woche später sprach keiner mehr davon. Meine Gedanken wandern zurück an jenen Tag der Ankunft im Lager. *Ich habe meine Schuhe ausgezogen, kommt es mir wieder in den Sinn. Als hätte ich heiligen Boden betreten. Ich habe zu meiner Mutter gebetet, ihr für ihren Schutz gedankt...* Wie naiv ich war.

Ein lautes Krachen ertönt, als das Zelt endgültig zusammenbricht. Mein Zuhause – nein, nicht Zuhause – mein *Unterschlupf*, jetzt nichts mehr als eine Erinnerung. Ich kann nicht an die Konsequenzen denken. Ich will es nicht. Der Gedanke, was nun mit denjenigen geschieht, deren Unterkünfte niedergebrannt sind. Es ist ohnehin kein Platz im Lager. *Oder auf dieser Welt.*

Meine Hände vergraben sich zu beiden Seiten meiner Knie im Matsch, wie um sich zu verankern. *Diesmal werde ich bleiben, nicht fliehen. Flucht hat mich bisher an immer grausamere Orte getrieben. Dieses Mal werde ich aussitzen, hier, beim Feuer. Und sollte es mich verschlingen. Ich habe keine Kraft übrig. Ich kann nicht mehr. Es ist zu viel. Diese Welt ist zu viel.*

Ich lasse den Kopf sinken und warte auf die immer unerträglicher werdende Hitze.

„Es tut mir leid, Mama“, flüstere ich. „Ich weiß, ich habe dir versprochen, an einen sicheren Ort, ein Zuhause, zu kommen. Aber der einzige sichere Ort ist bei dir.“ Vom vielen Rauch kratzt mein Hals beim Sprechen und meine Worte ertönen in heiserem Klang.

Plötzlich packt eine Hand meinen Oberarm und wirbelt mich herum.

Ich blicke in das verzweifelte Gesicht eines jungen Mannes. Er schreit mich in fremder Sprache an, zerrt aufgebracht an meinem Arm. Voller Erschrockenheit lasse ich mich mitreißen, durch einen rotorangen Dschungel des Chaos. Schreie zu allen Seiten. Verwundete werden getragen, Tote liegengelassen.

Ich blicke in Gesichter ohne Hoffnung. Wir versprachen uns Frieden, doch sie ließen uns vor ihren Toren zum Sterben zurück. Wahren sie so ihren Frieden? Indem sie die Bedürftigen abschotten, sodass sie dem Krieg nicht ins Auge blicken müssen? Ist es denn noch Frieden, wenn Unschuldigen, denen geholfen werden könnte, ebendiese Hilfe verwehrt wird? Oder treibt man dann nicht seinen eigenen Krieg gegen die Menschlichkeit?

Plötzlich reißt ein noch markerschütternderer Schrei, als all jene, die ich bisher vernommen habe, meine Gedanken zurück in die apokalyptische Gegenwart. Es ist der Schrei eines Kindes, das über einem zusammengesunkenen Bündel liegt. Erst nach einigen Sekunden erkenne ich darin eine leblose Gestalt. Der kleine Junge blickt mit tränengefüllten Augen und von Leid verzerrter Miene zu uns auf. Er ist noch so viel jünger, als ich es war, als meine Familie...

Noch bevor ich handeln kann, taucht eine Gruppe Menschen auf und zerrt den schreienden Jungen vom Feuer und dem regungslosen Körper fort. Sie verschwinden in die Richtung, in die auch wir uns bewegen. Ein weiterer harter Ruck und wir befinden uns wieder im Lauf. Und erneut bin ich auf der Flucht, ohne Ziel, schlichtweg auf der verzweifelten Suche nach Sicherheit.

Ich kann nicht sagen, wie lange wir gerannt sind, als wir endlich zum Stillstand kommen und von einem Abhang aus zurück auf das brennende Lager blicken. Ein Lumpenteppich, in den sich eine rote Säure gefressen hat, die nur totgebrannte Löcher hinterlässt. Über den Flammen dreht ein Helikopter elliptische Runden. Ein Scheinwerfer wandert über die schonungslos brutale Szene. Ob zur Suche nach Überlebenden oder zum Mitfilmen der Qualen weiß ich nicht.

Der Anblick lässt sich für mich plötzlich keine weitere Sekunde mehr ertragen. Ich wende mich ab und renne, renne so schnell ich nur kann, immer weiter fort von dem, was sich hinter mir abspielt, als könne ich davon entfliehen, als würde es die Dinge ungeschehen machen, wenn man sie nicht beachtet. So wird es doch auch von jenen gehandhabt, die uns nicht durchlassen. *Wegschauen. Einfach Wegschauen.*

An der Lagergrenze packen mich schließlich die Wachen.

„Wohin willst du?“, fragen sie scharf.

„Nach Hause.“

„Und wo ist das?“

Und endlich fange ich an zu weinen.

3. PLATZ: ERIK BAUM | 17 JAHRE

HILA

Wenn die Sonne am Morgen aufgeht, dann sehe ich zu. Immer. Es ist dann still, noch fast dunkel und meistens fallen keine Schüsse. Sie klettert aus der Lücke zwischen dem Chaparo Ghar und dem Golagadah nach oben und aus der schmalen Himmelsöffnung zwischen den Gipfeln fällt das erste Licht ins Tal. Ich mag diese Zeit, die Stadt ist ruhig, sie wartet auf den neuen Tag, das Haus ist ruhig, es klingt noch die Andacht des Morgengebetes nach. Meistens sitze ich, die Beine überschlagen, auf der Bank auf unserer Dachterrasse, neben den Pflanzenkübeln und dem Windspiel; es ist so früh am Morgen noch kalt, weshalb ich mir eine Decke und eine Tasse grünen Tee mitnehme. Und dann schaue ich. Über die Dächer Kabuls, auf die jetzt nach und nach die Sonne fällt. Sie glitzern.

Zu dem Zeitpunkt, bevor die Sonne wirklich aufgegangen ist, man aber schon genug erkennt, um durch das ganze Tal zu blicken, schweife ich dann mit meinem Blick über meine Stadt. Mit meinen Augen suche ich die mir bekannten Landmarken, die jetzt, im Wechsel zwischen Tag und Nacht, fremd und konturlos hervortreten, so als ob ich sie nicht schon seit 15 Jahren kenne. Aus den Parks und Palästen des Regierungsviertels ragen die zwei Minarette der Abdul Rahman Khan Moschee, nur eine Straße weiter schält sich der Arg, der Präsidentenpalast, aus der Morgendämmerung. Ich folge dem Verlauf des Darya-e-Kabuls, der den Fluss, dem die Stadt ihren Namen verdankt, in einem Betonbett durch diese führt. An der Abdul-Haq-Kreuzung gleitet mein Blick weiter, an den sowjetischen Wohnblöcken entlang zur Airport Road, die 3km schnurstracks zum Flughafen verläuft. Dort bleibe ich auf meiner kleinen Stadtreise immer als Letztes hängen. Trinke einen Schluck warmen Tee. Vielleicht auch Zwei. Warte. Heute Morgen sehe ich keinen Start. Schade. Einen hätte ich gerne noch gesehen.

Als ich wieder nach drinnen trete, fallen mir als Erstes die aufgestapelten Koffer neben der Treppe auf, als Zweites der fremde, nicht der übliche Bodyguard, der neben den Koffern an der Wand lehnt und an einem Kaffeebecher nippt. Er nickt mir zu und ist aufmerksam genug, seine Beine einzuziehen, als ich an ihm vorbei die Treppe herunterhaste. An ihrem Ende steht er, mein Vater. Er wartet auf mich. Bevor ich etwas sagen kann, schneidet er mir schon das noch nicht ausgesprochene Wort ab.



„Hila, es tut mir leid. Wirklich. Wir müssen doch schon etwas früher abreisen als geplant. Ich weiß, du wolltest dich heute noch von allen verabschieden... aber es geht nicht, dafür reicht die Zeit nicht mehr.“ Er lächelt schwach, verzieht eigentlich mehr die Lippen.

Ich schweige. Er nicht, ihm ist die Stille unangenehm.

„Wir haben gleich nach dem Gebet mit dem Packen angefangen, eigentlich wollte ich es dir noch gestern Abend sagen... aber du weißt ja, ich bin erst nachts heimgekommen“, sein Blick weicht mir aus, gleitet über den Khal Mohammadi Teppich an der Wand, den er mitgebracht hat, als wir nach Kabul gezogen sind, „Ich hätte auch gerne noch die zwei Tage gehabt, um ein paar Dinge zu klären, meinen Frieden...“, er streckt die Arme in einer allumfassenden Geste aus, „...hiermit zu machen.“

Er scheint etwas in meiner Miene gelesen zu haben.

„Aber ich kann es nicht ändern, Hila. Kein bisschen. Gegen Gott kann man keinen Krieg führen.“

Ich sage immer noch nichts. Mein Vater wartet, schüttelt dann den Kopf.

„Wir fahren heute Abend, um 18:00. Mach dich bis dahin bereit. Ein Koffer, mehr nicht.“

Er steht schon im Türrahmen, als er das sagt, hat sich nur halb mir zugewandt. Ich betrachte ihn und weil ich weiß, dass ich ihn erst auf der Reise wiedersehen werde, versuche ich ihn in dem Moment festzuhalten, wie er in der Tür steht. Sein unsicheres Lächeln, sein grauer Haaransatz, die Hand, die nach der Türklinke, die er eingebaut hat, greift, um aus dem Haus zu treten, das er vor 19 Jahren hier hingesetzt hat. Dieser kleine Mann, der einen Kopf zu mir aufblicken muss, nicht weiß, wie er mit seiner Tochter umgehen soll, sie jetzt anlächelt, wie damals, als er ihr ihre Stadt gezeigt hat, als sie fünf war. Wie damals, als er sie mitgenommen hat zu seiner Arbeit in den Provinzen, als er ihr ihr Land gezeigt hat, da war ich elf. Lächelnd steht er zwischen Angel und Rahmen, durch den Türspalt fällt weißes Morgenlicht auf sein Gesicht. Er lächelt. Und dann geht er. Und ich habe Angst um ihn.

Dreißig Minuten später habe ich meinen Koffer gefüllt, geschlossen und gestapelt und weiß nicht mehr, was ich tun soll. Ich räume meine Teetasse in die Küche. Ich blättere durch die Flyer der Universitäten in Amerika und England wie durch Märchenbücher. Dann lache ich über mich selbst und räume sie neben meinen Kinderbüchern im Regal ein und schließe die Schranktüren.

Als ich auf unsere Terrasse trete, hat sich meine Mutter einen Liegestuhl aufgebaut, neben ihr steht ein zweiter.

„Hila.“

Ich lege mich neben sie. Rücke meinen Liegestuhl ein Stück näher und lege meinen Kopf auf ihre Schulter.

„Glaubst du, wir kommen wieder? Irgendwann?“, frage ich. Sie schweigt lange.

„Irgendwann, my Dear. Irgendwann.“ Der Kosename hat sich festgesetzt, seit ich die dritte private Englischlehrerin verschlissen hatte und der Sprachunterricht an ihr hängenblieb.

„Gut.“

Mehr sagen wir nicht, müssen wir auch nicht. Sonst tun wir das nicht. Warum heute? Sie sagt ohnehin nicht mehr viel, seit sie einen Brief geöffnet hat, der keiner war, in unserer Küche, die danach keine mehr war. Sie hat früher immer gern gesungen.

Ich rücke enger an sie heran, ihre Schulter unter meinem Kopf ist warm, ihre Finger um meine Finger sind warm. Ihr Hijab flattert im Wind. Es ist noch kalt von der Nacht. Aber das macht nichts.

Wir sind hier, auf der Terrasse, und vor uns ist Kabul. Wir, ich und sie.

„Mama, müssen wir gehen?“

Sie antwortet schnell: „Wenn nicht jetzt, wann dann, Hila?!“

Wenn nicht jetzt, wann dann. Tja. Vielleicht morgen. Oder Übermorgen. Aber nicht jetzt. Nicht jetzt.

Jetzt sind wir hier und die Sonne steigt über Kabul.

3. PLATZ: FRIDA PANKIEWITZ | 17 JAHRE

ZITATE DES 21. JAHRHUNDERTS

„Ihr habt hier eine ganz besondere Schülerin im Kurs, und nicht nur, weil sie ein Mädchen ist.“

Uns wird gesagt
Es ist okay
Es ist der Weg der Welt
Nichts, was man
Jemals ändern kann

„Der Schauspieler trägt Make-Up und wirkt so richtig weiblich und lächerlich.“

Tagein tagaus
das Rauschen im Kopf

„Ja, du kriegst ja eh die bessere Note, weil du ein Mädchen bist.“

Beep

„So, ich brauch dann mal ein paar starke Jungs.“

Beep

„Dann klimperst du ein bisschen mit den Wimpern, läufst schön, und dann macht er schon was du willst.“

Beep



„Euer Team hat zwar eine Person weniger, aber das ist nicht so schlimm, ihr habt ja einen Jungen mehr.“

NEIN

Steh auf, steh auf, nein nein
Das darf nicht länger sein!

– Warte,
bist du etwa

Feministin?
(Böses Wort
böses Wort
böses Wort)
(Wie willst du denn jemals
Einen Mann finden
Kinder kriegen
Frau sein)

NEIN
du bist...
Du Bist.

Deine Stimme mag
Leise sein
(noch)

Doch
Du bist.
Du bist, du bist, du bist

Mehr als sie sagen
Mehr als sie denken
Mehr als sie wollen

Nein,
Das ist nicht
Der Weg der Welt
Denkst du
Als du deinen Pin ansteckst
Als du deine Recherche beginnst
Als du deine Stimme erhebst

Nein
Das ist einfach
Was sie glauben, lernen, leben
Was sie uns dann geben:

Schluck es runter
Einmal mehr
Eine Pille,
immer mehr

Wehr dich niemals
Bleib bloß stumm
Entzug, das heißt
Veränderung

Und doch, und doch
Stehst du jetzt da
Wo vor dir schon manch and'rer war

Siehst Galileo Galilei
Siehst Stonewall, Gandhi – Liberté
Und tust den Schritt
Und wagst den Tritt
Denn
Nein,
Unsere Norm
Darf das nicht länger sein.

1. PLATZ: HANNAH KOHNEN | 22 JAHRE

KOMMST DU?

Coole und sexy Bluse, Schwarz, Passform für Damen. 12, 99 Euro. Meine Hand fährt über Stoff. Bouclé-Rock, Rosa. 34, 99 Euro. Meine Finger klettern über Spitze und Leinen und Samt und Seide. Die Welt fühlt sich schön an auf der Haut, so leicht und weich und sanft. Satin Kleid mit Bindegürtel. 40 Euro.

„Nimmst du es?“

„Ist zu teuer. Außerdem brauch ich es nicht.“

„Willst du es?“

„Vielleicht.“

„Dann nimmst du es. Im Leben geht es ums Wollen, nicht ums Brauchen, Süße.“

Ein kurzer Swipe. Kontaktlos. Bargeldlos. Berührungslos. Eine Tüte an meinem Handgelenk. Fast Fashion darin, Plastik darum.

Oh schöne Welt, wo bist du?

Da höre ich es zum ersten Mal. Pinke Flip Flops auf glänzendem Linoleum. Gloss auf den Lippen. Mascara vor den Augen. Da höre ich es. Ein Flüstern, ein Wispern, ein Raunen.

Ich blicke mich um. Bunte Reklame flimmert. Ein Feuerwerk. Stimmen und Worte, Gerüche und Düfte, Eindrücke über Eindrücke, schneller und schneller–

„Kommst du?“

Janas Hand. Ich nehme sie. Sie zieht mich fort. Und das Flüstern, das Wispern, das Raunen ist verschwunden.

Einen Cappuccino, bitte. 4, 50 Euro.

Haben Sie auch Hafermilch? 50 Cent.

Kann ich den To Go haben? Plastik.

Da höre ich es zum zweiten Mal. Pinke Flip Flops auf warmem Asphalt.

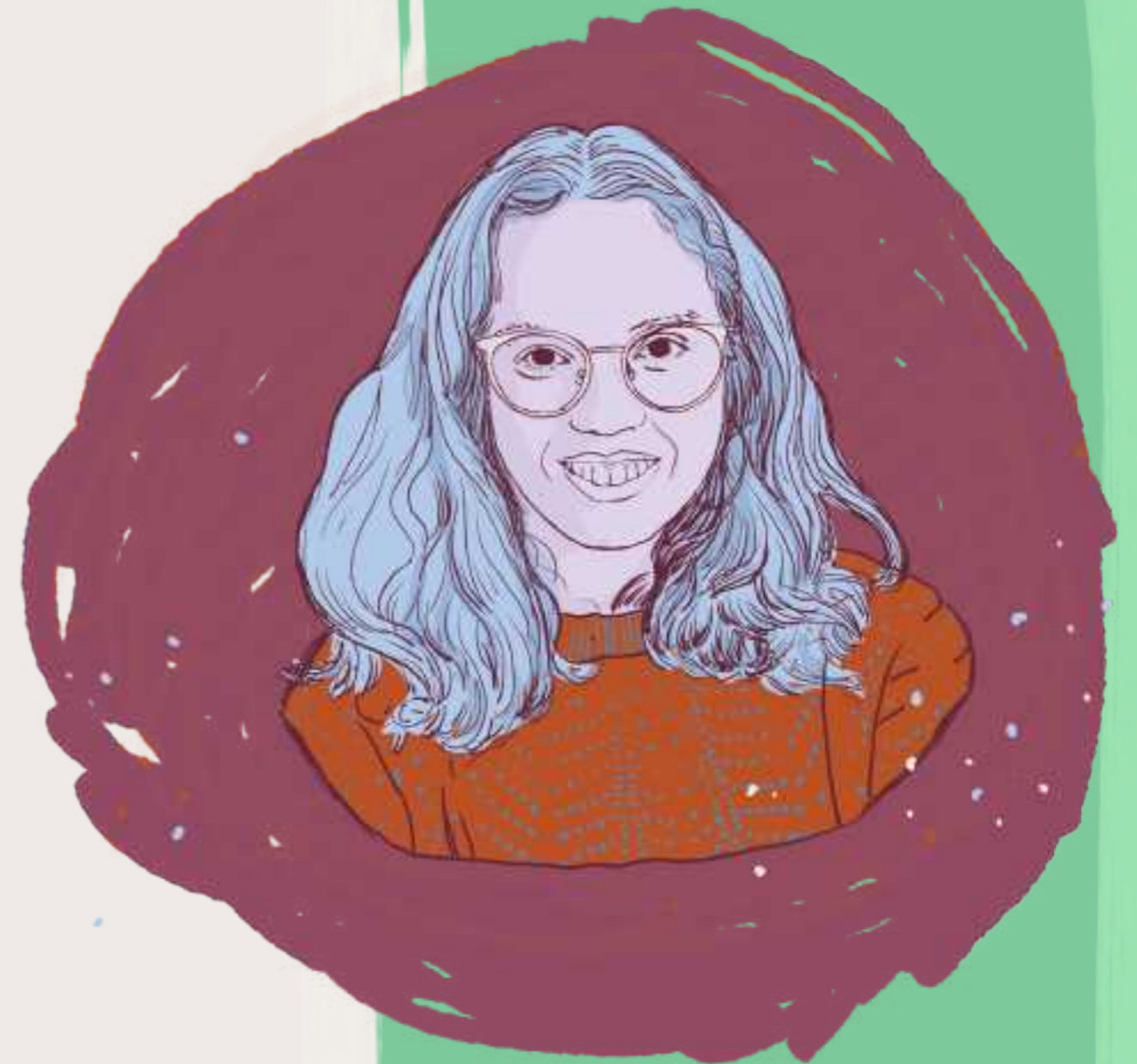
Sonne in den Haaren. Arm in Arm. Da höre ich es. Ein Wispern, ein Raunen, ein Murmeln. Ich bleibe stehen. Ich sehe über die Schulter. Hohe, weiße Häuser. Gesichter und Lachen, Küssen und Streiten, Fremde und Fremde–

„Suchst du etwas?“

„Suchst du etwas?“

Ich weiß es nicht. Vielleicht.

Jana zieht mich fort. Und das Wispern, das Raunen, das Murmeln ist verschwunden.



Pistazien und Zitrone. Eiskalter Sommer auf der Zunge. Zergeht.
Da höre ich es zum dritten Mal. Nackte Füße in warmem Mittelmeersand.
Da höre ich es. Ein Raunen, ein Murmeln, ein Bitten. Ich blicke zurück, zurück zur Stadt.
Alte Häuser, neue Häuser, alte Gesichter, neue Gesichter.
Autos, alt und neu. Smog. Neu und alt.
Da höre ich es wieder. Alte Häuser, neue Häuser. Dreh dich um.
„Ist das Leben nicht schön?“
Wellen. Gischt. Weite. Nichts. Da höre ich sie wieder. Stimmen. Und sie raunen und murmelnd und bitten.
„Findest du nicht, dass das Leben schön ist?“
Und sie raunen und murmelnd und bitten.
„Findest du nicht?“
Bitten.
„Ist es nicht schön?“
„Kannst du mal still sein, ich versuche, etwas zu hören.“
„Was denn? Da ist doch nichts.“
„Doch. Hör doch hin.“
„Was denn? Da ist doch nichts.“
Und das Flüstern, das Wispern, das Raunen, das Murmeln, das Bitten ist verschwunden.
Was denn? Da ist doch nichts.
Die Sonne geht unter, das Leben geht los. Glitzer auf den Wangen, Farbe auf den Lippen, Alkohol im Blut. Musik, so laut, Tanzen, so für immer.
Oh schöne Welt, wo bist du?
Genau hier.
Ich blicke über die Schulter. Musik, so laut. Stimmen, so viele.
Oh schöne Welt–
Kannst du mal still sein, ich versuche, etwas zu hören.
Was denn? Da ist doch nichts.
Die Sonne geht auf, der Tag geht zu Ende. Verlorener Glitzer auf weißen Hotelkissen, verschmierte Farbe auf geküssten Lippen. Die Welt, so still, viel zu lange getanzt. Ich stehe auf. Barfuß auf italienischem Holz. Ich stehe auf dem Balkon. Zehenspitzen auf italienischem Stein. Die Welt ist still. Ich versuche, etwas zu hören.
„Was machst du denn hier draußen?“
Janas Hand. Ihr Gesicht auf meiner Schulter. Schlaf in ihren Augen. Sand.
„Suchst du etwas?“
Ja.
„Komm zurück ins Bett.“
Ich versuche, etwas zu hören.
„Komm schon.“
Sie zieht mich fort.
Oh schöne Welt, wo–
„Und mach den Vorhang zu, ja?“
Ich packe meinen Koffer. Pinke Flip Flops. Pinke Flip Flops und Lippenstift.

Pinke Flip Flops und Lippenstift und ein Satin Kleid mit Bindegürtel, 40 Euro. Pinke Flip Flops und Lippenstift und ein Satin Kleid mit Bindegürtel, 40 Euro, und einen Reisepass, mit dem ich überall hin kann. Pinke Flip Flops und Lippenstift und ein Satin Kleid mit Bindegürtel, 40 Euro, und einen Reisepass, mit dem ich überall hin kann und–
„Hast du alles?“
Ich habe alles.
„Dann lass uns nachhause fahren.“
Oh schöne Welt.
Check-In. Baggage Drop-Off. Security. Duty Free. Boarding.
Ich stehe auf. Weiße Turnschuhe auf grauem Linoleum. Ich stehe an den unendlichen Fenstern. Ich sehe hinaus. Ich kann das Meer von hier aus sehen.
Boarding.
Ich kann das Meer von hier aus sehen. Ich kann das Mittelmeer von hier aus sehen.
Boarding.
Ich lege meine Hände auf das Glas.
Boarding.
„Kommst du?“
Janas Hand. Ich sehe sie an.
„Kommst du?“
Ich kann das Mittelmeer von hier aus sehen.
Janas Hand.
Ich nehme sie nicht. Ich lasse nicht zu, dass sie mich fortzieht. Weiße Turnschuhe auf grauem Linoleumboden.
Und da höre ich sie. Da höre ich sie zum ersten Mal.
Die Worte, die immer da waren. Da zwischen dem Flüstern, dem Wispern, dem Raunen, dem Murmeln, dem Bitten, dem Rufen.
Wir sind hier.
Da höre ich. Da höre ich zum ersten Mal zu.
Wir sind immer noch hier.
„Kommst du?“
„Nein.“
Kommst du?

Ja

Ich drehe mich um und laufe los. Ich laufe und laufe und werfe von mir. Ich werfe von mir. Pinke Flip Flops. Pinke Flip Flops und Lippenstift. Pinke Flip Flops und Lippenstift und ein Satin Kleid mit Bindegürtel, 40 Euro. Ich lege eine Spur. Eine Spur aus Dingen. Eine Spur aus abgeworfenen Dingen.

Kommst du?

Und ich laufe und laufe und folge den Stimmen. Und ich laufe und laufe und laufe bis zum Mittelmeer. Und ich laufe und laufe und steige auf ein Schiff.

Ein Schiff, das losfährt, um sie zu suchen. Die Worte, die immer da waren.

Da zwischen dem Flüstern, dem Wispern, dem Raunen, dem Murmeln, dem Bitten, dem Rufen.

Wir sind hier.

Wir sind immer noch hier.

Und wir müssen suchen und suchen nach den Stimmen, die da bitten und rufen. Die Stimmen, die eine Spur hinter sich gelegt haben. Eine Spur aus verlorenen Heimat.

Sie sind immer noch da. Da im Mittelmeer. Und sie bitten und rufen.

Kommst du?

2. PLATZ: ASKIN AGAN | 19 JAHRE

AMATEURE

Manchmal frage ich mich, ob sie es sehen.

Ob sie sehen, dass der Putz an meiner Wand anfängt zu bröckeln, auch wenn sie nie bei mir Zuhause gewesen sind.

Ob sie sehen, dass mein Markenshirt eine günstige Raubkopie aus dem Ausland ist, die mir mein großer Bruder vor Jahren aus dem Urlaub mitgebracht hat. Er hat es gut gemeint, das weiß ich, doch Schuldgefühle keimen in mir auf, sobald ich behaupte, ich hätte es mir in einem Sportgeschäft in der Stadt gekauft.

Ob sie wissen, dass ich sie anlüge? Die Scham in meinen Augen ist nicht zu übersehen, wenn ich über Fahrstunden spreche, die ich nicht habe oder behaupte, meine Eltern würden Vollzeit arbeiten.

Wie an jedem ersten Tag des Monats, fragte mich meine Mutter gestern: „Was möchtest du diesen Monat? Nuss-Nougat-Creme oder Aprikosenmarmelade?“

Und wie an jedem ersten Tag des Monats, antwortete ich: „Aprikosenmarmelade.“

Ich weiß nicht, was das klebrige, süße Zeug an sich hat, aber es lässt mich für einen Augenblick vergessen, wie farblos meine Welt ist.

Ich weiß, ich habe wenig. Die Tatsache, dass Freunde von mir mehr als eine Marmeladensorte Zuhause haben, haute mich damals um. Und dann denke ich daran, dass es Menschen gibt, die es umhaut, dass ich überhaupt Marmelade besitze.

Oder Brot. Oder eine warme Mahlzeit am Tag.

Ich weiß, ich habe wenig. Aber manchmal habe ich alles, ohne es zu wissen.

Ich stehe vor dem Fenster, mustere die Dunkelheit, die die Nacht mit sich bringt und erwische mich hin und wieder dabei, wie ich mich im Fenster betrachte. Mein hellbeleuchtetes Zimmer spiegelt sich perfekt darin.

Auf diesen dreizehn Quadratmetern die Chance zu haben, einen ruhigen Gedanken zu fassen und endlich durchzuatmen, habe ich erst, seitdem meine zwei großen Brüder ausgezogen sind und Mama und Papa sich weniger streiten.

Es wird stiller hier.



Jeden Tag und jede Nacht, in der mein Leben plötzlich an Gewicht zunimmt und ich das Gefühl habe, erdrückt zu werden, gehe ich an dieses Fenster und starre raus. Ich beobachte Menschen, denen es besser geht, die mir Mut machen, das alles hier zu schaffen. Es gibt Menschen dort draußen, die nicht zwischen zwei süßen Aufstrichen im Monat wählen müssen. Menschen, die einen Job haben, der ihnen nicht die gesamte Lebensfreude nimmt. Dort draußen, nicht weit von meiner Welt, sind Menschen, die einst so waren wie ich, ehe sie ihr Schicksal in die Hand genommen und etwas aus sich gemacht haben.

Meine Freunde sagen, ich arbeite neben der Schule zu viel. Ich sage: „Ich muss.“ Obgleich ich das Geld behalte oder nicht, ich muss. Ich muss, weil ich mir ein anderes Ende für meine Geschichte wünsche als das, das sich für meine Eltern anbahnt.

Es beginnt zu leuchten. Ich achte längst nicht mehr auf mein Spiegelbild im Fenster, sondern schaue wieder nach draußen. Farben erfüllen die dunkle Nacht. Sie flackern.

Erst rot, dann gelb, anschließend orange.

Beinahe wie Aprikosenmarmelade.

Ich trete näher an das Fenster, verfolge die Farben und die Muster, die sich bilden. Eines dieser Muster wird größer und breitet sich auf dem dunklen, unscheinbaren Blattpapier aus.

Ich erkenne die flackernden Farben und möchte es gleichzeitig nicht wahrhaben.

Mir wird ganz warm.

Manchmal frage ich mich, ob sie es sehen. Die Furcht in mir. Die Angst, dass alles, was ich tue, umsonst ist. Der Job an der Kasse, die Lüge mit dem Führerschein, das Shirt, aus dem ich rauswachse. Jede Bemühung dazugehören und irgendwann nicht zwischen zwei süßen Aufstrichen wählen zu müssen, sondern beide zu besitzen, ist umsonst, wenn die Farben sich ausbreiten.

Manchmal frage ich mich, ob sie es sehen.

Dass nicht ich das Opfer in dieser Geschichte bin, sondern wir. Sobald die Farben uns erreichen, der Schweiß uns über die Stirn läuft, das Papier anfängt zu kokeln, ist alles, wofür wir je gelebt haben, dahin. Sobald das Feuer wächst, die Flammen größer werden, das Eis schmilzt und die Kinder nicht wissen, was Schnee ist, wird alles, was ich jetzt tue, an Bedeutung verlieren.

Manchmal frage ich mich, ob sie es sehen. Dass die Welt ein unbeschriebenes Blatt Papier war, bevor wir kamen. Ich frage mich, ob sie sehen, dass die Welt ein Kunstwerk ist und wir nur Amateure sind, die es zerstören.

3. PLATZ: MARCEL J. PAUL | 23 JAHRE

TITANIC VOR DEM EISBERG

In sternklarer Nacht fährt ein Schiff auf dem Meer.
Man preist es: »Titanic!«; ist mächtig und schwer!
Ein leuchtendes Beispiel der menschlichen Kunst,
der Götter sich neigen; dem Mensch', seiner Gunst.

» Gefertigt, geschaffen, in edelster Zier ... «
» Beweis für die Krone der Schöpfung steht hier! «
» So könnte man meinen, man sähe vor sich ... «
» ... Ein Abbild von uns! «, » Majestätisch wie ich! «

So manch einer weint nun, sieht Dampfer in Weh':
Der Glanz alter Zeiten sticht furchtlos in See.
Den Meister, man kennt ihn, gewisser Herr A.,
der hat dran getüftelt: konstant vierzehn Jahr'!

So fährt nun Gigant in die sternklare Nacht,
es hat seine Schöpfer aufs Wasser gebracht.
Auf oberstem Decke dinieren sie fein
und unten, für sie, schufteten Arbeiterlein.

Die Nacht ist sehr ruhig, nur Dampf trübt die Sicht.
Man möchte der Schnellste sein, weniger nicht!
Ganz ungewiss schippt man die Kohle mit Kraft:
» Ins Feuer, ins Feuer, noch ist's nicht geschafft! «

Die Dunkelheit dient nun als schützender Schein,
denn keiner will sehen, was kommt, was wird sein.
So fährt Menschlein heiter in Dunkel gehüllt,
schippt Kohle im Wahn, dass der Ofen sich füllt.



Das Schiffchen rast heiter und hat nur ein Ziel.
Ein Ziel ohne Ahnung; gefährliches Spiel!
Die ersten erkennen, was ihnen bald droht:
Es fährt in sein Unheil, denn noch stimmt das Lot.

Da schreit man nun: » Achtung, ein Eisberg voraus!
So wendet doch bei! Macht das Feuer rasch aus! «
Der Captain, gelassen: » Wir haben noch Zeit! «
» Wenn wir es jetzt löschen, wir kämen nicht weit! «

» Wenn wir jetzt nichts machen, dann ist es zu spät! «
» Dann bin ich ein Captain, der stolz untergeht! «
» Die Frage ist doch: Was ist wichtiger, nicht?
Prestigevoll zu reisen mit keinem Verzicht?

Ja, oder, so sag mir: ein schmerzhafter Ruck?
Ich lass' mich nicht beugen dem äußeren Druck! «
» Der äußere Druck? Sieh! Er rast auf uns zu! «
» Ich horche ihm nicht, bin so klüger als du! «

» Selbst wenn, ja, wen stört es, dann sterbe ich halt!
Ich hatte ein Leben und bin schon so alt.
Ich lehn' mich zurück, hab' gewiss viel verdient.
Hab's Leben gelebt, mein Jung! «, sagt er und grient.

» Die Menschen, die ackern dort unten für dich!
Und du, Chauvinist, ja, du lässt sie im Stich!
Die Kinder, die Zukunft, das ist dir egal!
Dein Alter, dein Reichtum; die sinnlose Zahl

ist wichtiger dir, als das richtige Tun!
»Gemeinschaft« ein Fremdwort. Ich merke es nun.
Was nützt dir Gerechtigkeit? Sie bringt kein Geld!
Dass jemand wie du unser Steuer hier hält,

ist grausames Schicksal, doch unsere Schuld:
Wir glauben naiv und mit steter Geduld,
dass Menschen wie du, wegen Geld, ja, mit Recht,
die besseren seien; und das ist sehr schlecht:

Um Leben zu dürfen, zu können, zu sein,
verkaufen wir uns; jedes Arbeiterlein!
Zerstören für Leute, wie du, der hier fährt,
die Grundlage dessen, was uns täglich nährt!

»Profit« ist dein Stichwort, erst dann trittst du auf:
Der Schnellste sein, reicher, es nimmt seinen Lauf!
Misere begleitet dich! Dich trifft's zuletzt!
Denn du stehst hier oben, am Steuer; »geschätzt«!

Dich kümmert's nicht, wie es den Leuten ergeht
und wie man, dort unten, sein Dasein besteht!
Das einzige Gute, das Arbeiter schützt:
Sie sind optimistisch, dass du ihnen nützt ... «

» Na gut, teurer Seemann, ich will nicht so sein.
Ich werde was tun, ja, ich lenke auch ein.
Was gibst du dafür, dass das Schiff weiterschwimmt?
Ich werde was tun, wenn der Preis dafür stimmt. «

Und während sie streiten, da nähert sich schon
der Eisberg, das Ende: ein ungleicher Lohn.
Und wer sich jetzt denkt: Das Gespräch sich entzieht
gar sämtlicher Logik. Der sehe sich um!
Die Reichen am Steuer; sie werden nie stumm.
Seht unsere Welt und was g'rade geschieht.

3. PLATZ: CLARA LÖSEL | 22 JAHRE

VON FERNGLÄSERN, MANUEL NEUER UND DER RETTUNG DER WELT

Anmerkung d. Autorin: Als Genre macht Poetryslam vor allem lautgelesen Sinn

Ich weiß.
Ich weiß, dass Menschen fliehen.
Und dass unsere Erde brennt.
Dass Bäume sterben und Tiere.
Und dass die Zeit drängt.

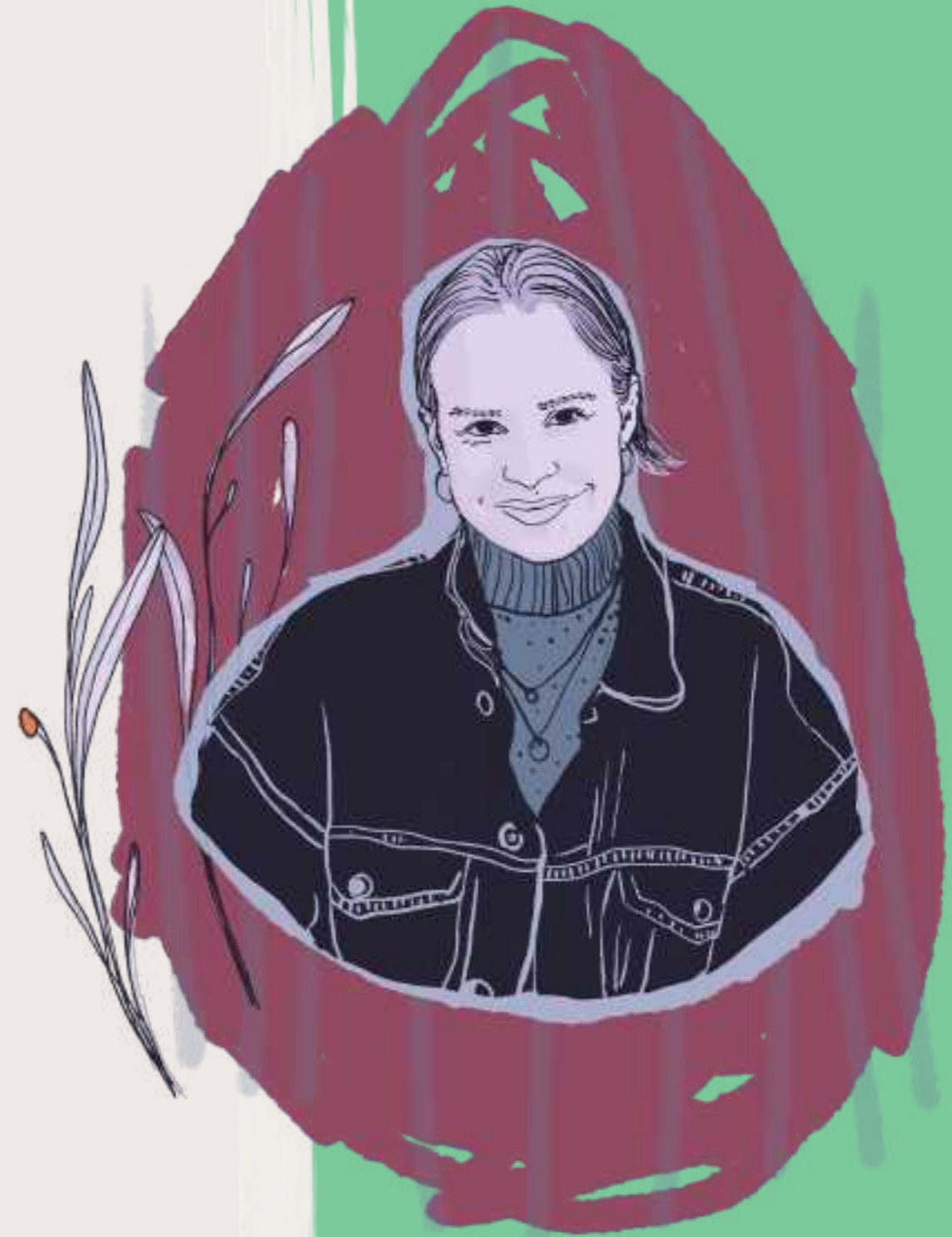
Ich weiß.
Ich weiß, dass die Meere
in Plastik schwimmen.
Und dass trotzdem viele Leute Dinge
behaupten, die nicht stimmen.

Ich weiß.
Ich weiß, dass nicht jeder
so handelt, als ob er die Erde liebt.
Und dass es nicht überall genug
Trinkwasser
oder Menschenrechte gibt.

Und ich weiß.
Ich weiß, dass dringend
was getan werden *müsste*.
Wir brauchen Aufforstung und
Tierrettung
und sauberere Küsten.

Wir brauchen Veränderung
und Menschen, die Veränderung
bringen
und die Sachen tun und sagen,
die nicht nach Ausreden klingen.

Ich bin mir nur nicht sicher –
kann ich die Person dafür sein?
Weil im Vergleich zur ganzen Welt,
bin ich doch ziemlich klein.



Und ganz ehrlich:
Würden wir wetten,
würde ich nicht auf mich setzen
die Welt zu retten.

Weil wer bin *ich* schon?
Was kann ich schon beitragen?
Was kann ich schon tun?
Und was kann ich schon sagen?
Was kann ich schon ändern?
Ich habe noch nie was Bedeutendes
geleistet.
Ich bin sicher, wenn's um die Rettung
der Welt geht,
sind andere Leute viel besser geeignet:

Meine Eltern sind erwachsener.
Urlauber gelassener.

Meine Lehrer sind schlauer.
Meine Großeltern von längerer Dauer.

Diktatoren mächtiger.
Bodybuilder kräftiger.

Helden tun größere Taten.
Glückspilze haben bessere Karten.

Freiwillige sind freiwilliger.
Heilige heiliger.

Millionäre sind reicher.
Pfadfinder bereiter.

Umweltrechtsabsolventen fertiger.
Aktivisten tätiger.

Experten sind expertiger.
Weihnachtsmänner bärtiger.

Usain Bolt schneller.
Leseratten heller.

Erfinder brillanter.
Konstanten konstanter.

Motivationscoachs motivierter.
Professoren sind versierter.

Gerechter sind Richter.
Und Goethe war *dichter*.
Alte Menschen sind reifer.
Grundschulkinder voller Eifer.

Piloten internationaler.
Hausbesetzer radikaler.

Eheleute sind treuer.
Manuel *neuer*.

Olympiasieger selbstbewusster.
Historiker erkennen mehr Muster
(in dem was passiert).

Politiker sind politischer.
Wissenschaftler wissen mehr.

TikTok ist viraler.
Das World Wide Web globaler.

Die Feuerwehr alarmierter.
Buddha ist zentrierter.

Talkshowgäste provokanter.
Influencer imposanter.

Als ich.

Weil ich –
Ich bin nur ich.
Ich bin jung und dumm und unerfahren.
Und wenn ich wirklich ehrlich bin,
habe ich von nichts einen Plan.

LÜGE!

Nur weil du jung bist,
heißt nicht du kannst nichts bewegen.
Du bist jemand, du kannst Dinge,
du bist für manche Sachen und bei
manchen dagegen.

Du bist nicht in einer Vorbereitungszeit
für das Leben.
Du bist schon Teil von dieser Welt
und du kannst schon was geben.

Und weißt du was:
Vielleicht ist Jungsein kein Nachteil.
Vielleicht ist es in Wirklichkeit
deine Stärke jung zu sein.

Weil du Dinge zum ersten Mal fühlst.
Und Dinge zum ersten Mal liest.
Und es dich deshalb viel krasser
berührt.
Du die Welt auf eine neue Weise siehst.

Nur du denkst Sachen,
die kein anderer denkt.
Nur du sagst Sachen,
die kein anderer sagt.
Nur du machst Sachen,
die kein anderer macht.
Nur du wagst Sachen,
die sonst keiner wagt.

Weißt du, bei allem was falsch läuft,
ist immer noch das größte Problem,
dass wir alle immer noch
durch ein Fernglas sehn

um jemanden zu finden,
der was machen kann
und der Antworten hat
auf *Wo* und *Wann*.

Aber wen wir sehen sind andere Leute,
die auch durch Ferngläser schauen
und auch nach Fragen suchen,
statt Antworten zu bauen

und die auch verwirrt sind
und die auch nicht verstehen:
Für die Antwort musst du nicht in ein
Fernglas,
sondern in einen Spiegel sehen.

„Spieglein, Spieglein
an der Wand,
wer kann das am besten
im ganzen Land?“

Und der Spiegel sagt:
„Du und jetzt und hier.
Und keinen sieben Zwergen
trau ich mehr zu als dir.“

Es gibt kein zu jung
und auch kein zu alt.
Es gibt kein zu unerfahren
oder zu kalt.

Kein zu schnell, kein zu lahm,
kein zu mutig, kein zu zahm,
kein zu weit, kein zu lang,
kein ich glaube gar nicht daran.

Kein zu arm, kein zu reich,
kein zu müde, kein zu weich,
kein zu schwach, kein zu klein,
kein zu ungebildet sein.

Es gibt überhaupt kein *zu*.
Es gibt nur ein *du*.

Und dass du du bist,
das ist deine Stärke.
Dich gibt's nur genau einmal
mit deinen Werten.

Und du weißt so gut wie ich:
Wenn nicht du, wer dann?
Wenn nicht hier, dann wo?
Und wenn nicht jetzt, wann?

Und dass es keinen Menschen auf der
Welt gibt,
der das besser kann.

Als du.“

MORGEN

Morgens nach der Sommernacht,
ein Mädchen zart und klein,
müd' in ihrem Bett erwacht,
die Mutter kommt herein.

Wolltest du nicht heute geh'n?
Jetzt hast du noch Zeit.
Zu den großen, kleinen Seen,
bevor die Zeit enteilt.

Doch, genau das hat' ich vor.
Ich wollte wirklich auch nicht ruh'n.
Doch, wenn ich aus dem Fenster schau',
würd' ich lieber was anderes tun.

Aber was, wenn sich das jeder denkt?
Niemand was unternimmt?
Am Ende dann die Zeit verrinnt.
Oh, geh' doch lieber jetzt mein Kind.

Später sind sie auch noch da,
so mach' dir keine Sorgen.
Auch wenn ich heut' was anderes mach',
dann gehe ich halt morgen.

Und so vergingen die Tage.
Das Mädchen ohne Sorgen.
Vergessen war der Ernst der Lage,
den Protest verschob auf Morgen.

Eines Abends war's so weit,
der Schock war riesengroß.
Die schlimmste Nachricht sie erreicht,
im Meer war nichts mehr los.

Alle Fische war'n verschwunden.
Alle Chancen war'n verweht.
Niemand hat was unternommen.
Morgen war wohl doch zu spät.



NOMI NIERT

14 - 18 JAHRE

Esther Nathan | 17 Jahre
An den Schienen

Maren Zschernig | 17 Jahre
Nachhauseweg

Marta Sproll | 17 Jahre
Gleich kariert

19 - 25 JAHRE

Lukas Stegmann | 19 Jahre
Eine Geschichte über die Bedeutung von
Sitzgelegenheiten, Bequemlichkeit und die Einfachheit
des Nichtstuns

Laura Issing | 20 Jahre
Traum(a)



ESTHER NATHAN | 17 JAHRE

AN DEN SCHIENEN

Mit der Angst ist es so eine Sache. Manchmal hält sie dich fest umschlungen und tanzt mit dir ihren einsamen Tanz. Du bist gefangen in ihrem eisernen Griff, ohne Möglichkeit zu entinnen. Manchmal klammert sie sich an dir fest. Neben den Wasserwagen kämpfst du auch gegen sie und drohst zu ertrinken. Manchmal hast du das Gefühl, sie wäre weg, die Angst, aber du weißt ganz genau, dass du sie sehen wirst, sobald du dich umdrehst. Ein Schatten, dein Schatten, der dich immer verfolgt. Der immer da ist.

Judith hat vor vielen Dingen Angst. Davor, nach Hause zu gehen, weil ihre Eltern sich wieder über etwas beschweren werden und davor, zu hoffen, dass es dieses eine Mal anders sein wird. Denn die Zeiten, in denen sie etwas wie Zuneigung bekommen hat, sind schon lange vorbei.

Judith traut sich kaum mehr zu hoffen, denn sie hat Angst, dass der winzige Rest ihrer Hoffnung irgendwann ganz aufgebraucht ist.

Sie hat Angst davor, diese ganzen großen Erwartungen nicht erfüllen zu können, in der nächsten Mathe Klausur eine schlechte Note zu schreiben. Davor zu sehen, wie ihre Mitschüler wieder über sie lachen. Davor, dass ihre Eltern doch etwas mitbekommen, ihre Arme sehen, denn dann würde die passive Ignoranz zu aktiver werden und das wäre noch viel schlimmer.

Aber am meisten Angst hat sie vor sich selbst, wenn sie schon wieder an den Schienen steht und sich fragt: *Wenn nicht jetzt, wann dann?*

Judith erinnert sich kaum mehr an das erste Mal, als sie hier stand. Sie weiß nur, dass es sich natürlich angefühlt hat. Richtig. Als hätte ihr Weg sie unabdingbar hierhin geführt.

In der Ferne hört man bereits den 15:39 Uhr Zug. Um 16:02 Uhr wird der zweite aus der anderen Richtung kommen. Jeden Tag. Fast jeden Tag steht Judith hier.



Am Anfang waren es nur vereinzelte Tage, aber selbst an denen hat sie sich es schon gefragt: *Wenn nicht jetzt, wann dann.* Letztendlich gab es doch immer einen nächsten Tag, aber keinen neuen. Das Datum ist ein anderes, doch das Leid bleibt gleich. Und so ist jeder nächste Tag eigentlich umsonst. Trotzdem steht Judith auch heute noch vor den Schienen. Vielleicht ist es das letzte bisschen Hoffnung, das noch da ist. Judith wartet nur darauf, dass es geht, denn dann geht sie auch.

Wenn Judith aufschaut, sieht sie keine Menschen, vor ihr sind nur die Schienen, die rechts hinter einem Hügel verschwinden und sich links ins Unendliche ziehen. Zurück schaut sie nicht, denn dort würde sie nur Einsamkeit sehen. Heute ist sie mutig und schaut über die Schienen. Dort sieht sie die Wiese vor dem Wald, auf der sie als Kinder gespielt haben. Bevor der Schuldruck einem alle Lebensfreude entriss, bevor es wichtig wurde, dass du dünn und dein Make-Up perfekt ist. Bloß keine Menschlichkeit zeigen.

Bevor ihre Eltern sich nur noch gestritten haben und sie es niemandem recht machen konnte. Bevor manche Freunde wichtiger wurden als andere und sie selbst einfach aussortiert wurde. Wie ein altes Spielzeug, das durch ein besseres ersetzt wird.

Wenn Judith ganz genau schaut, kann sie sich manchmal noch selbst sehen. Wie sie über die Wiese rennt, nicht zu übersehen mit dem gelben T-Shirt und ihren Zöpfen, die im Wind fliegen. Da hat sie sich frei gefühlt, ihre Augen haben geleuchtet und es war Hoffnung in ihr. Ganz viel. Das Vertrauen in die Welt und sich selbst, das sie da gespürt hat, ist heute verschwunden.

Auf einmal brettet der 15:39 Uhr Zug an ihr vorbei und Judith wird zurück ins Jetzt gerissen. Laut, kalt, windig. Alles rauscht.

Viel zu schnell ist der Zug weg und Judith noch hier.

Sie fragt sich oft, warum da niemand ist. Manchmal fragt sie sich auch, warum sich nichts ändert. Und in wenigen Momenten hat sie versucht, auf die Frage nach Veränderung mit *Jetzt* zu antworten. Wann soll sich denn etwas ändern, wenn nicht jetzt?

„In vier Monaten“, hatte die Stimme am anderen Ende der Leitung gesagt. Vier Monate sind an sich keine lange Zeit.

Manchmal sind vier Monate aber auch länger als ein ganzes Leben.

Vielleicht ist Judith auch gar nicht Judith, sondern Toby oder Sarah oder du und ich. Vielleicht steht sie auch nicht an den Schienen, sondern schon wieder vor dem Tabletenschrank, den Blick fest auf eine bestimmte Packung gerichtet, oder hält schon wieder eine Rasierklinge in der Hand. Ein Schnitt wäre ausreichend.

Mit dem Sterben ist es so eine Sache. Manchmal schreit alles in dir danach, laut und drängend. Manchmal ist es ruhig, überlegt, fast schon kalt. Manchmal, selten, sind Absicht und Wille weg, aber das Gefühl bleibt. Immer. Eigentlich möchte Judith ja gar nicht sterben, aber sie weiß nicht, wie sie leben soll. Sie hat es nie gelernt.

Aber wie soll das denn auch gehen, in einer Welt, in der die zwei in Mathe wichtiger ist, als die Dinge zu tun, die dich glücklich machen, in der es wichtiger ist, in alle Erwartungen und Standards zu passen, als du selbst zu sein, eine Welt, in der die Alkoholflasche deinem Vater wichtiger ist als Fürsorge und der Job deiner Mutter wichtiger als ihr eigenes Kind. Eine Zeit, in der die Psychiatrien voll sind und die Herzen leer. In einer Welt, in der man sich lieber hinter der Mauer versteckt, die man sich Jahr für Jahr aufgebaut hat, anstatt nach Hilfe zu fragen und zu merken, dass man vielleicht doch gar nicht so allein ist, wie man denkt. In einer Welt, in der die Menschlichkeit fehlt, werden die Menschen krank. So wie Judith.

Äußerlich steht sie ruhig da, atmet, bewegt sich nicht. Nur innerlich schreit sie. Es ist lange her, dass zum letzten Mal eine Träne ihren Weg nach außen gefunden hat. In ihr drinnen hat sie seitdem nicht mehr aufgehört zu weinen.

Wie lange soll das noch gehen? Warum mache ich alles kaputt? Und wo ist die verdammte Hoffnung hin verschwunden?

Wenn nicht jetzt, wann dann?

Judith steht immer noch an den Schienen und wartet auf den 16:02 Uhr Zug.

MAREN ZSCHERNIG | 17 JAHRE

NACHHAUSEWEG

Sie nimmt einen tiefen Atemzug, bevor sie sich elegant vom Beckenrand abstößt und ins kühle Nass springt.

Ihr Herz klopft heftig, hämmert in ihrer Brust wie ein gleichmäßiges Metronom. *Tack, tack, tack.*

Um sie herum verschwimmt alles. Das Pfeifen des Startsignals klingt ihr noch in den Ohren, sie sieht nur verschwommene, blaue Flecken. Wasser spritzt, ihre Hand trifft auf die Oberfläche, sie taucht auf, nimmt einen flüchtigen Atemzug, wie es ihr ihre Trainerin schon vor Jahren beigebracht hat. Wiederholt die inzwischen flüssige Bewegung.

Bilder blitzen vor ihrem inneren Auge auf. *Eine Nacht in Berlin. Eine Party. Der Nachhauseweg. Der Park. Gelächter. Tränen, die über ihre Wangen laufen, die von dem vielen Chlor ganz pickelig und unrein sind.*

Sie versucht, die Bilder zu verdrängen. Treibt sich an. *Schneller. Schneller. Schneller.* Sie stellt sich vor, wie ihre Konkurrenten sie überholen. Die Schwimmzüge in den Bahnen neben ihr fühlen sich an wie Faustschläge ins Gesicht. *Du wirst niemals gut genug sein.*

Der Park. Es sind nur noch wenige Minuten, bis sie endlich zuhause ist. Tränen laufen ihr über die Wangen. Ihr Freund hat sie heute verlassen. Sie hat angefangen zu weinen, als er es grölend und betrunken auf der Party verkündet hat. Sie hat sich gefühlt wie der allerletzte Dreck. Dann ist sie weggelaufen. Und nun geht sie allein um drei Uhr nachts durch einen verlassenen Park.

Eine Gruppe von Männern kommt auf sie zu. Sie schwanken, eine Bierflasche zerbricht klirrend auf dem Boden. Gelächter. Angewidert läuft sie ein Stückchen weiter links auf dem Weg, bis ihre Sneaker fast das nasse Gras berühren.

„Du hältst dich wohl für was Besseres“, ruft ihr einer der Männer schon von Weitem entgegen. Sie weicht ihren Blicken aus, als sie ihnen näherkommt. Am liebsten würde sie den Weg wechseln, doch dann würde sie einen großen Umweg gehen müssen. Sie will einfach nur nach Hause.



Als sie an den Männern vorbeigehen will, packt einer von ihnen sie am Oberarm.

Sie will schreien, doch das Wasser erstickt alles. Sie verschluckt sich, weil sie zu schnell eingeatmet hat. Ihre Lungen drohen zu bersten, eine unsichtbare Hand zieht sie immer weiter nach unten. Schneller. Schneller. Schneller, verhöhnt sie sie.

„Scheiß Frauen“, lallt der Typ. „Sieh sie dir doch an. Verlassen dich für einen anderen Typen und kriechen dann zu dir zurück. Wer hat die Scheiße erfunden?“ Sie will sich von ihm losreißen, doch seine Hand umfasst ihren Arm fest wie ein Schraubstock.

Sie unterdrückt den Reflex, zu husten. Zu atmen, Luft zu holen, sich eine Pause zu gönnen. War das gerade die vierte oder sechste Wende?

Die anderen Männer nähern sich ihr grinsend. Sie scheinen alle Mitte zwanzig zu sein, doch so genau kann sie das nicht festmachen. Ihre Sicht wird manchmal etwas unscharf, wenn sie zu viel getrunken hat. Ihr Herz rast. Sie kann sich einfach nicht losreißen. „Warst wohl auf einer Party“, ruft ein anderer. Er greift ihr an die Brust.

Sie will nach Luft schnappen, doch sie sieht nur die Bahn vor sich. Es ist der einzige Weg vorwärts. Sie will es unterdrücken, doch sie blinzelt nach rechts. Das Mädchen in der Bahn neben ihr befindet sich auf Augenhöhe mit ihr.

Sie presst die Lippen aufeinander, bis sie nur noch ein bläulicher Strich sind. Vor ihrem inneren Auge sieht sie das Mädchen, wie sie ihre stolze Mutter umarmt, ihren Vater anlächelt, der ihr anerkennend auf die Schulter klopft. Schnell, wendig und gleichzeitig kräftig genug, würde ihre Trainerin sagen und ihr einen dieser Blicke zuwerfen. Sie hat es bisher noch nicht ausgesprochen, aber sie weiß, was sie denkt, wenn sie sie so ansieht. Wieso bist du nicht so?

Sie hatte keine perfekte natürliche Veranlagung. Sie hat sich jeden Zentimeter Muskelmasse hart erarbeiten, jede freie Stunde opfern müssen.

Und doch ist sie nicht genug.

Niemals.

Sie tritt um sich und erwischt den Bauch eines Mannes. Er taumelt zurück. Als er sich aufrichtet und Erde von seiner Hose klopft, ist sein Blick wütend. „Scheiß Nutte.“ Er nickt dem anderen Typen zu, ein dreckiges Grinsen breitet sich auf seinem Gesicht auf. „Sieht so aus, als müssten wir der mal eine Lektion erteilen.“

Verzweifelt schüttelt sie den Kopf. „Lasst mich gehen.“ Ihre Stimme ist kaum mehr als ein Flüstern.

Der Mann lacht gehässig. „Dafür ist es zu spät.“

Sie gibt auf. Die Kraft verlässt sie. Ihre Gegnerinnen sind vor ihr am Ziel. Schneller. Sie nimmt nicht einmal wahr, ob sie die Letzte oder Vorletzte ist, als sie erschöpft am Beckenrand ankommt. Ihr Trainer wirft ihr einen enttäuschten Blick zu. Nicht gut genug.

Sie wünschte, sie könnte darüber reden. Könnte darüber reden, wieso sie in den letzten Tagen nicht richtig bei der Sache war. Wieso sie jedes Mal nach dem Training direkt nachhause gegangen ist, obwohl sie dort noch viel Schlimmeres erwartet. Wieso sie nie wieder auf eine Party gehen wird.

Am Morgen nach dieser Nacht ist sie zur Polizei gegangen. Zögerlich hat sie auf einem Stuhl gewartet, bis ein Polizist mit ihr gesprochen hat. Also hat sie es ihm erzählt, obwohl es schwer war, auch nur ein Wort herauszukriegen. Es hat sie einiges an Überwindung gekostet, doch sie hat es geschafft.

Die erste Frage, die der Polizist darauf stellte, ist der Grund, warum sie nie wieder über diese Nacht reden wird.

„Was hattest du an?“

MARTA SPROLL | 17 JAHRE

GLEICH KARIERT

Steinplatten ragen wie Speere aus der Erde. Groß. Dick. Grau. Schlagen den Asphalt in Wellen. Tausende von ihnen erstrecken sich endlos. Machen der chinesischen Mauer Konkurrenz. Unzählige Steine. Teilen das Land. Teilen die Meinungen. Teilen das Volk. Kindliche Augen spielen darin verstecken. Sie sind blind, sehen nicht die Barriere, sehen nicht die Macht. Sie sehen die Wege dazwischen. Sehen nicht den Schrecken, nicht die Fratzen, nicht das Grauen, das über ihm wacht. Sie sehen nicht das Hell. Nicht das Dunkel. Nicht das Grau, was mit dem düsteren Himmel schwimmt. Sie sehen nur die Wege, mit denen ein neues Abenteuer beginnt.

Er läuft und läuft. Lange und länger. Seine kindlichen Augen glitzern im Mondschein, während er die Wege auf sich nimmt. Sein rot-grün kariertes Hemd flattert im Wind. „Wer nicht rot-grün kariert war, den verschlingt die Mauer“, das hatten ihm seine Eltern immer wieder gesagt und wenn er widersprach, wurden sie sauer. Ihre Geschichte spukt in seinem Kopf herum. Sie hatten miterlebt, wie die auf der anderen Seite alles kaputt gemacht hatten und die Schuld an allem trugen. So hatten sie ihn an die verhasste Vergangenheit gekettet. Es waren die auf der anderen Seite, die nur an das Geld dachten. Nicht an Menschenrechte, nicht an die Umwelt. Er läuft und läuft. Er mochte den Ort nicht, in dem er wohnte. Alle dachten quadratisch, dachten rot-grün kariert. Sahen die Fessel nicht, die sie mit falschen Normen manipuliert. Lange und länger.

Seitdem die Mauer da war, sind alle Farben aus dem Dorf gewichen. Seine Eltern arbeiten stundenlang, nur um ein bisschen Leben zu ermöglichen. Die andere Seite war schon immer schuld daran. Lange hatte der Junge mit den kindlichen Augen daran geglaubt. Er wollte wieder umkehren, doch ein Tagebucheintrag ließ ihn weiterlaufen. Er hatte ihn gefunden. Gelesen. Ein Junge in seinem Alter war vor Jahren übergekommen, um Missverständnisse aufzulösen und die Menschen davon abzuhalten, für die Mauer abzustimmen. Doch sie ließen ihn nicht erklären. Hörten ihm nicht zu. Bevor er seine Lage erkennen konnte, sorgte man für abruptes Schweigen. Der Junge mit den kindlichen Augen läuft noch schneller. Wenn er nicht jetzt etwas ändern konnte, wann sollte er es sonst? Er erreicht die andere Seite. Bleibt stehen. Sie erstreckt sich weit in die Ferne. Lichter funkeln heller als die Sterne.



In der erleuchteten Stadt erkennt er Menschen, die aussehen wie die aus seiner Hälfte. Einziger Unterschied, Ihre Hemden sind grün-rot kariert und mit Nummern markiert.

Diejenigen, die ihn erblicken, erkennen, dass er von der anderen Seite stammt. Sie erinnern sich an den Verrat. Rache. Er soll mit dem Leben bezahlen.

Denn schließlich trugen die rot-grün Karierten die Schuld für ihr Übel. Denn es hatte seit langem nicht mehr geregnet, die Ernte war eingegangen, die Menschen verhungern. Wenn die Mauer nicht wäre, so könnten sie rüber. Denn das Gras auf der anderen Seite war viel grüner. Drüben regnet es, obwohl die Menschen dort keinen Gedanken an die Umwelt verschwenden. Das Einzige, was damals half, damit sie der Umwelt mehr Beachtung schenken, war sie einzusperren und sie noch weiter einzuschränken. Denn nur so hatten sie die Kontrolle über die Menschen und konnten dafür sorgen, dass sie sich der Umwelt wirklich beugen. Der Junge mit den kindlichen Augen lacht, als er die Vorwürfe hört. Auch sie schaffen es nicht die Ketten der Gedanken zu brechen. Auch sie versuchen nicht einmal den Schlüssel für ihre Fesseln zu finden.

„Auf meiner Seite sagt man fast genau dasselbe. Nur dort hat lange nicht mehr die Sonne geschienen. Die Ernte geht ein, die Menschen verhungern und wenn die Mauer nicht wär, könnten wir rüber. Denn das Gras auf eurer Seite ist durch die Sonne viel grüner.“

Die grün-rot Karierten fluchen über sein Gelächter. Lassen ihn nicht erklären. Hören ihm nicht zu. Der Junge erkennt seine Lage. Rennt. Schnell. Sieht nach hinten. Die Rot-Grünen verfolgen ihn. Schneller. Schuss. Wucht. Schmerz an der Schulter. Er fällt um. Landet im weichen Gras. Eine Armlänge entfernt von dem Schutz der riesigen Mauer. Scheinbar tödlich getroffen. Sie kehren um, ihn dem Schicksal überlassend. Der Junge öffnet benommen seine Augen. Schwerfällig steht er auf. Flüchtet. In den Schutz der Mauer hinein. Er humpelt vorwärts. Lange und länger. Der Schmerz seiner Schulter nimmt ihn ein. Eine Blutspur zieht hinter ihm her.

Zu Hause verarzten ihn seine Eltern. Sie hören was passiert ist. Narben platzen auf. Wut auf ihre alten Rivalen. „DIE GRÜN-ROTE WOLLEN DEN KRIEG“, ziert die Überschriften der Zeitungen. Der Junge mit den kindlichen Augen sieht ein, dass seine Eltern Recht behalten hatten. Die Grün-Roten sind genauso beschränkt wie in den Geschichten, lassen sich ausschließlich von grün-rot karierten Gedanken lenken. Seine Eltern reden auf ihn ein. Er fühlt sich betrogen und er vergisst, dass auch er bloß ein rot-grün Kariertes ist. Und sich seine Gedanken nur noch davon lenken lassen. Schüsse.

Der Junge mit den matten Augen betritt die Mauer. Unzählige Steine teilen das Land. Teilen die Meinungen. Teilen das Volk. Er sieht die Barriere, sieht die Macht. Sieht nicht mehr die Wege, nur den Schrecken. Nur die Fratzen. Nur das Böse, das über ihn wacht. Seine Augen sehen nur das Grau, welches sich mit dem düsteren Himmel vermischt und anstatt von Frieden, Rache entfacht.

Eine leise innere Stimme flüstert ihm zu: „Wenn du einfach mal deine Vorurteile vergessen könntest, würdest die Ketten ihre ersten Risse bekommen. Du würdest anfangen anderen zuzuhören. Nicht gleich alles abstempeln und in Schubladen einordnen. Nicht gleich einen Krieg anzetteln. Wenn du darüber nachdenken würdest, dann könntest du merken, dass es sinnlos ist etliche Menschen in den Tod zu schicken. Du würdest Frieden schließen. Wenn du kurzzeitig den Kampf für Rache unterbrechen könntest und für einen Moment nicht an den eigenen Vorteil von Geld und Macht denken würdest, dann wärest du bereit nach Lösungen zu suchen, um gemeinsam die Welt zu retten.“

LUKAS STEGMANN | 19 JAHRE

EINE GESCHICHTE ÜBER DIE BEDEUTUNG VON SITZGELEGENHEITEN, BEQUEMLICHKEIT UND DIE EINFACHHEIT DES NICHTSTUNS

Irgendwo in einem grenzenlosen Ozean trieb ein junger Mensch in einem grünen Ganzkörperanzug hilflos auf den Wellen. Noch konnte er sich über Wasser halten, aber er wusste, dass in nicht allzu ferner Zukunft seine Kräfte schwinden würden. Plötzlich sah er in nicht allzu weiter Entfernung ein Boot. Der junge Mensch nahm all seine Kraft, die er noch hatte, zusammen und begann auf das Boot zuzuschwimmen. Er hatte Glück, denn das Schiff kam ihm entgegen. «Vielleicht haben sie mich ja gesehen», dachte der junge Mensch.

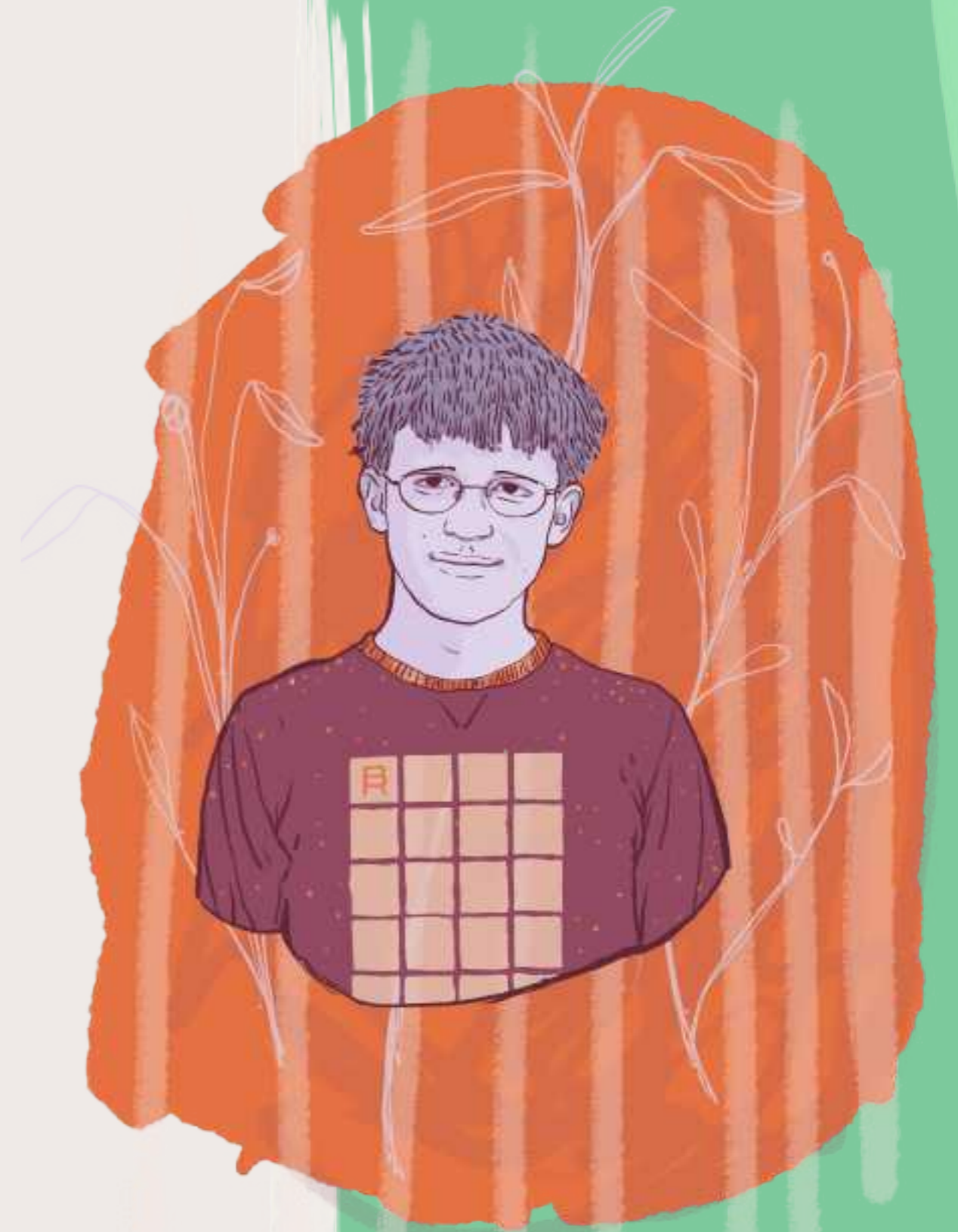
Dann war er beim Boot und konnte mit Mühe die oberste Bootsante ergreifen. «Seht ihr. Er hats von alleine geschafft. Wie ich gesagt habe, war ein Handeln von unserer Seite nicht notwendig», sagte eine Männerstimme aus dem Boot.

«Na los. Helft ihm doch ins Boot», sagte eine andere Stimme.

«Der soll sich selbst helfen», antwortete die erste Stimme, «Wir erlauben ihm schon sich in unser Boot zu retten. Irgendetwas muss er auch selbst machen.»

Der junge Mensch hatte sich unterdessen an der Bordwand hochgezogen und war ins Boot geklettert. Er sah sich um.

Das Boot war lang und eher schmal. Es besaß keinen Mast, keine Ruder, keine Pinne und auch sonst nichts, mit dem es seinen Kurs oder seine Geschwindigkeit hätte beeinflussen können.



Im Boot saßen Männer auf kleinen Hockern. Die Männer waren alle schon etwas älter und trugen T-Shirts in verschiedenen Farben. Alle Augen waren auf den jungen Menschen gerichtet.

«Willkommen, Willkommen», sagte ein alter, weißhaariger Mann, der ein rot-weiß gestreiftes T-Shirt, mit einem blauen mit Sternchen bestickten Rechteck an der linken Schulter, trug. «Wir freuen uns, dass wir dich gerettet haben, und du darfst dich dafür gerne bedanken.»

«Danke», sagte der junge Mensch unsicher, denn er fühlte sich eher so, als habe er sich selbst gerettet, anstatt von jemandem gerettet zu werden.

Dann sah er plötzlich etwas, das ihn erbleichen ließ.

«Ihr habt ja ein Leck», rief er aus und deutete auf ein Loch im Boden durch das langsam, aber stetig Wasser eindrang.

«Ja, ja. Schlimme Sache. Wir bereiten uns gerade vor, wie wir diesem Problem begegnen sollten», sagte der Mann im rot-weiß gestreiften T-Shirt.

«Ich sage, dass es das Beste ist, wenn wir das Wasser mit Waffengewalt zurückschlagen und ihm eine Lektion erteilen, die es nicht vergessen wird», sagte ein anderer Mann, der ein T-Shirt trug, das mit einem horizontalen gelben, grünen und roten Streifen bedruckt war. In der Mitte des T-Shirts prangte ein weißer Stern.

«Nein, nein. Das wäre ganz falsch. Wir müssen gar nichts tun, denn der technologische Fortschritt wird das Problem von ganz alleine lösen. Wenn wir jetzt eingreifen, bremsen wir den Fortschritt womöglich aus», rief ein weiterer Mann weiter hinten.

«Also ich für meinen Teil zweifle an der Existenz dieses Loches», sagte ein weiterer Mann, der ein grünes T-Shirt trug, auf dem eine gelbe Raute abgedruckt war, in deren Inneren sich ein blauer Kreis befand, in dessen Inneren irgendetwas weißes aufgedruckt war, das der junge Mensch nicht richtig erkennen konnte, aber er wurde ignoriert.

«Leute hört mal her», rief der junge Mensch, «Das Ganze ist doch ganz einfach. Wir nehmen ein paar eurer Hocker und nageln sie vor das Loch.»

Wütendes Geschrei brach los.

«Frechheit», rief einer.

«Was denkst der, wer er ist», rief ein anderer.

«Diese unverschämte Jugend», rief ein dritter, «Haben noch nichts geleistet und stellen hier Forderungen, so als ob sie wüssten von was sie sprechen.»

Als sich der Lärm etwas legte, fragte ihn der alte Mann mit dem rot-weiß gestreiften T-Shirt: «Und wer soll deiner Meinung nach seinen Hocker hergeben?»

«Also wir bräuchten wahrscheinlich mehr als einen Hocker, aber es ist doch eigentlich egal wer seinen Hocker hergibt.», antwortete der junge Mensch und fügte, als er sah, dass das Wasser immer schneller eindrang, hinzu, «Aber wir sollten jetzt wirklich schnell handeln.»

«Nein, nein», entgegnete der Alte im rot-weiß gestreiften T-Shirt, «Das ist eine Entscheidung mit weitreichenden Konsequenzen. Wir müssen das gut überdenken.»

«Was hat diese Entscheidung denn bitte schön für Konsequenzen?», rief der junge, nervöse Mensch wütend.

«Eh, eh. Anständig bleiben. Wir wollen hier vernünftig diskutieren. Klar?», rief ein weiter hinten sitzender Mann, der ein rotes T-Shirt mit einem großen, weißen Kreuz auf der Brust trug.

Der alte Mann im rot-weiß gestreiften T-Shirt antwortete dem jungen Menschen: «Die Konsequenz ist, dass einer von uns keinen Stuhl mehr zum Sitzen hat.»

Nun begann der junge Mensch zu lachen.

«Das ist die Konsequenz, die ihr fürchtet? Dass einer von euch keinen Stuhl mehr zum Sitzen hat? Die Konsequenz eures Nichthandelns wird sein, dass dieses Boot sinken wird. Ihr werdet dabei nicht nur eure Hocker verlieren, sondern auch eure Leben», sagte er, als er sich ein wenig beruhigt hatte.

Nun mischte sich ein Mann in einem roten T-Shirt ein, auf dem gelbe Sterne prangten: «Ich werde meinen Stuhl auf jeden Fall nicht hergeben. Das sollen gefälligst die machen, die für die Situation verantwortlich sind.»

«Ach und wer ist deiner Meinung nach für die Situation verantwortlich?», fragte der alte Mann im rot-weiß gestreiften T-Shirt und klang dabei aggressiv.

«Du und deine Freunde. Ihr habt schließlich diese Ideen gehabt. Zuerst habt ihr den Mast demontiert, dann habt ihr die Ruder verarbeitet, dann die Pinne und dann kamt ihr auf die Idee, die oberste Schicht des Bodens abzutragen, um an neues Material zu kommen», antwortete der Mann in Rot.

«He, he. Moment. So stimmt das nicht. Du hast immer begeistert mitgemacht. Und die Idee mit dem Boden hast du angestoßen. Ich habe sie nur aufgenommen, weil ich sie gut fand. Also wenn jemand seinen Stuhl hergeben sollte, dann du», verteidigte sich der Mann in Rot-weiß heftig.

Der Mann in Rot wollte zu einer Erwiderung ansetzen, aber der junge Mensch fiel ihm ins Wort: «Hört doch auf zu streiten. Wer dafür verantwortlich ist, ist jetzt im Moment doch egal. Wir sitzen alle im gleichen Boot und wenn wir dieses Loch jetzt nicht stopfen, saufen wir alle ab. Die Zeit des Diskutierens ist vorbei, die Zeit des Handelns ist gekommen!»

LAURA ISSING | 20 JAHRE

TRAUM(A)

Das Kämpfen der eigenen Väter,
das Klirren der scheppernden Gläser,
das Krachen der brechenden Wände,
das Schreien der sterbenden Menschen,

das alles ist für den kleinen Jungen nur konstantes Hintergrundrauschen,
wie viele andere Kinder abends im Bett dem Regen lauschen.

Mit jedem Schrei wächst sein Trauma,
mit jedem Schuss die Angst
und mit jeder Detonation platzt ein Traum.

Dabei wünscht er sich so viel,
träumt wie jedes Kind
von einem Tag auf dem Jahrmarkt,
einem brandneuen Fahrrad,
dem Star Wars Lego Set,
einem Kinoticket.
Von Hot Wheels Autos und Lieblingstrikots,
will sein Zimmer renovieren, anderen Kindern imponieren,
mit seinem eigenen City Roller oder dem limitierten X-Box Controller.

Doch er träumt von ganz anderen Dingen auch:
von Frieden, Bildung und einem intakten Haus,
dass seine kleine Schwester sich in die Schule traut,
und er sich in Zukunft ein schönes Leben aufbaut.

Und jede Nacht träumt er sich hinaus.

Weit, weit weg in die Ferne

Noch bewahrt er sich mit eisernem Willen das Träumen,
doch mit wachsendem Alter schwindet die kindliche Freude.
Er sieht keinen Ausweg mehr.



Müde lauscht er
der Stille seiner Taubheit
ertrinkend im Lärm

die Gedanken laut
doch die Worte zu leise
dann: Gedankenstau.

Wiederkehrende
dunkel bemalte Kreise
tief in der Leere
ein schlechtes Mantra
bleibt ohne Ausweg im Kopf
stetig am kreisen

die Wunden tiefer und tiefer

kein Weg hinaus
oder von außen hinein

Trauma.
Für den Jungen stetiges Hintergrundrauschen.
Trauma.
Für den Jungen Normalzustand.
Trauma.
Dem er nicht entkommen kann.

Trauma.

Vor dem er nicht flüchten kann,
aber besser, besser ist es sicher in einem anderen Land.

Denn seiner kleinen Schwester wünscht er anderes Hintergrundrauschen:

Regen, ferne Musik von fröhlichen Festen,
ihren Eltern, die mit gedämpfter Stimme im Nebenraum sprechen,
Geschichten aus dem kleinen CD-Player,
wiegen sie sanft in den Schlaf und lassen sie träumen.

Träumen
von einem Tag auf dem Jahrmarkt,
einem brandneuen Fahrrad,
dem Star Wars Lego Set,
einem Kinoticket.
Von Hot Wheels Autos und Lieblingstrikots,
ihrer unbeschwerten Kindheit,
ihrem wunderschönen Sommerkleid.

Europa, hat sein Vater immer gesagt, dort finden wir
unser Leben wieder.
Europa, flüstert des Vaters Grab, ist mir für deine
Mutter und Schwester lieber.
Europa, flucht des Vaters Leiche, bringt meinem Sohn
das Gleiche.

In Europa, denkt der Sohn, wird alles leichter.

Was er nicht ahnt,
als er loszieht mit seinen 15 Jahren,
ohne der Mutter Bescheid zu sagen:

seine Träume werden ihr Trauma werden.

Seine Reise durch ferne Länder,
dicht an dicht mit fremden Männern,
schreiende Kinder, tapfere Frauen,
die alle hoffnungsvoll nach Europa schauen.

Dachte er, bis er in Libyen ist,
mehr Leid als bisher könne es nicht geben,
sieht er dort, dass du mit deinem Leben,
als Flüchtender verloren bist.

So steigt er eines Nachts,
auf ein seeuntaugliches Schlauchboot,
vom Schlepper dazu gebracht,
doch der Motor raucht bloß

ablegen verpasst.

Immer wieder muss er Schlepper bezahlen,
um Libyen und seinen Qualen
endlich zu entfliehen,
und in die „große weite Welt“ zu ziehen.

Was er nicht ahnt,
als er loszieht mit seinen 15 Jahren,
ohne der Mutter Bescheid zu sagen:

Seine Träume enden in ihrem Trauma.

Ihre unbeantworteten Nachrichten
landen auf dem Meeresgrund.

Er hat keine Geschichte.
Er hat keine Identität.
Er ist ein weiterer namenloser Grabstein, den das Mittelmeer begräbt.

Menschenrechte
geraten
in Europas Schussgefechte.
Europa, flüstert der Sohn am Meeresgrund,
mein Blut klebt an deinen Händen,
öffne deine Tore für flüchtende Menschen.

Wie kannst du mit deinem Friedensnobelpreis prahlen,
wenn wegen dir Tausende mit ihrem Leben zahlen?

Europa, weint die Schwester leise, wieso hast du mir meinen Bruder genommen?

Europa, wie kannst du damit seit Jahren davonkommen?

Europa, öffne deine Tore für flüchtende Menschen,
ihr Blut, klebt an deinen Händen!

Europa, wie viele Menschen willst du töten?
Öffne deine Tore für flüchtende Menschen,
wenn nicht jetzt, wann dann?



ÜBER CARE



CARE wurde 1945 in den USA gegründet, um Armut und Hunger in Europa mit über 100 Millionen CARE Paketen zu lindern. Heute setzt sich CARE in über 100 Ländern mit überwiegend einheimischen Kräften für die Überwindung von Not, Armut und Ausgrenzung ein und beteiligt insbesondere Frauen und Mädchen. CARE hat Beraterstatus bei den Vereinten Nationen und hilft unabhängig von politischer Anschauung, religiösem Bekenntnis oder ethnischer Herkunft. Im Inland nutzt CARE diese Erfahrungen für die interkulturelle und entwicklungspolitische Bildungsarbeit.

Weitere Informationen

Die Sammelbände der vergangenen Jahre sowie weitere kostenlose Informations- und Bildungsmaterialien zu unterschiedlichen Themen wie Klimakrise, Flucht und Migration, Frauen und Gender, Armut und Ernährung, das CARE-Paket oder Geld und Reichtum erhalten ihr auf unserer Webseite. Neben Workshopangeboten und weiteren Materialien für den Unterricht bieten wir Fotoausstellungen zum kostenlosen Verleih, einzelne Übungen und Artikel zu globalen Themen an: www.care.de/bildung

Alle Texte und weitere Eindrücke der diesjährigen Preisverleihung findet ihr unter care.de/schreibwettbewerb.

IMPRESSUM

CARE Deutschland e.V., vertreten durch den hauptamtlichen Vorstand:

Karl-Otto Zentel, Stefan Ewers

Projektleitung: Eliana Böse

Gestaltung: Rani Dhupia

Illustration: Mira Rzany

Druck: kalinski Mediendesign und Druck. Recyclingpapier aus 100 % Altpapier

(Print) ISSN 2510-778X (Online) ISSN 2510-7798

Die Texte und Abbildungen unterliegen dem Copyright von CARE Deutschland e.V.

Copyright ©2022.

CARE® und das CARE Paket® sind eingetragene Warenzeichen von CARE.



care[®]

CARE Deutschland e.V.

Siemensstrasse 17, 53121 Bonn, Tel.: 0228 - 9 75 63-0, E-Mail: bildung@care.de, Internet:
www.care.de/bildung Spendenkonto: IBAN: DE93 3705 0198 0000 0440 40 BIC: COLSDE33
www.care.de/spenden